

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925**

299 (24.12.1925) Wissenschaft und Bildung

# Wissenschaft und Bildung

## Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Donnerstag, den 24. Dezember 1925

### Winter und Weihnachten im deutschen Minnesang

Von Hans Benzmann

Er ist gewaltig und stark,  
Der zur Weihnacht geboren ward.  
Das ist der heilige Christ.  
Lob ihn mit allem, was in dir ist!  
Den Bösen verstoßt er vom Heile.  
Durch seinen Trost und Übermut  
Wird dem die Hölle zuteile.

Im Himmelreiche steht ein Haus,  
Ein goldner Pfad führt ein und aus.  
Seine Säulen sind aus Marmelstein;  
Da setzt unser Herr hinein  
Viel kostbare Gesteine.  
Doch durch die goldbeschlag'ne Tür  
Geht nur der Sündenreine.

Ein deutscher Dichter hat dieses schöne kraftvolle und poetisch-reizvolle Weihnachtslied um das Jahr 1150 verfaßt, der, unter dem Namen **Spervogel** bekannt, aus Oberdeutschland gebürtig und wahrscheinlich bürgerlichen Standes war. Seine Gedichte sind meist Sprüche voll gesunder und kernhafter Lebensweisheit, und religiöse Gesänge, deren Sprache sich manchmal bei aller Einfachheit bis zur Erhabenheit des Halmes steigert, sagt H. Zoosmann von ihm in seinem Buche: „Deutscher Minnesang“, Wilhelm v. Scholz nennt diesen herben, männlichen Dichter, der dem eigentlichen Minnesang fernsteht, den „großen bitter-wehmütigen Spervogel“. Vergl. die Sammlung „Minnesang von Wilhelm v. Scholz“.

Uns aber sagt jenes schöne Gedicht, daß schon damals und wohl schon früher, wie aus alten, lateinischen Hymnen des Walafried Strabo, Rabanus Maurus u. a. und andererseits aus spärlichen Volksliedeklangen, sog. Weihnachtskirleisen, hervorgeht, das Christfest im Volke in einer ähnlichen winterlichen und kirchlichen Stimmung wie heute gefeiert wurde. Man weiß, daß schon im 11. Jahrhundert Christmessen mit einfachen Krippenspielen in den alten festlich geschmückten Kirchen, Domen und Klöstern veranstaltet wurden. Und von damals her wehen so uralte Klänge zu uns herüber in unsere tiefste Seele, wie „Gelobt seist du heiliger Christ“ oder „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ oder „Nur natius in Bethlehem“. Es ist eine uralte deutsche Stimmung, die Burgen mit ihren massigen, runden Türmen, die noch kleinen Städte, die Klöster und Höfe liegen im tiefen Schnee, in sternenheller Nacht, und aus den magisch erleuchteten Kapellen und Kirchen dringt der feierliche Weihnachtsgefang der Priester und das Kyrie eleison der Gemeinde.

„Er ist gewaltig und stark, der zur Weihnacht geboren ward“. Das Lied muß damals bereits im Volke gelebt haben; denn es wird auch einem anderen Dichter zugeschrieben, dem **Eriger**, der um 1170 lebte und in dessen Liedern das Alte und Eigentümliche bewahrt ist, was wir von deutscher Spruchdichtung der Zeit besitzen.

Und ein anderes Bild. Es ist im Jahre 1223. Da befindet sich Herr **Walther von der Vogelweide** auf dem Kreuzzuge im gelobten Lande, und hier dichtet er eines seiner innigsten Lieder, einen deutschen Weihnachtsgefang, voll Glaubensinbrunst und Gottesminne.

Nun ich erst zufrieden werde,  
Da mein sündig Auge sieht  
Dieses Landes heilige Erde,  
Die man singt und preist im Lied.

Ward erfüllt doch, was ich bat:  
Nun ich schauen darf den Pfad,  
Den der Herr als Mensch betrat.  
Schöne Lande, segensreiche,  
Hab ich wandernd viel gesehn.  
Kein's ist, das sich dir vergleiche:  
Was sind Wunder hier gesehn.

Eine Magd ein Kind gebar,  
Gehr ob aller Engel Schar —  
Göttlich — menschlich wunderbar.

(Zoosmann.)

Hier spricht Walther von Liedern, die damals schon das Heilige Land gepriesen haben. Augenscheinlich hat er hier die alten Volkslieder und Legenden im Sinne, jene wunderlieblichen Marienlegenden, die seit dem 11. Jahrhundert auch in Deutschland aufkamen. Der schlichte legendäre Ton war freilich den ritterlichen Minnesängern fremd. Sie feierten das göttliche Mysterium in ihrer persönlichen Art in hymnenartigen sogenannten „Reichs“.

Magd und Mutter schaue  
Der Christenscharen Not;  
Dem blühenden Stabe Arons,  
Dem jungen Morgenrot  
Gleichst du, Ezechiel's Lore,  
Das keinem offen stand,  
Durch das der Himmelskönig  
Nur Aus- und Eingang fand.  
Wie den Krystall die Sonne  
Durchstrahlt so rein und klar,  
Gebar sie unsre Könne,  
Die Magd und Mutter war.

(Zoosmann.)

So singt Walther von der Vogelweide in seinem großen „Reich von der Dreieinigkeit“. Während dieser Hymnus fast palmartig kraftvoll und ruhig dahinschreitet, klingt aus Gottfried von Straßburgs „Lob Mariä“, die Glaubensseligkeit in allen süßen Tönen des Minneliedes. Ein Arabeskenwerk umschlingt blumenhaft das auch in diesem Liede sich aufs innigste offenbarende fromme Gefühl.

Du minniglicher Blumenglanz,  
Du aller Jungfrauen Jugendkranz,  
Wie bist du ganz  
Vom Himmelstrubm umfangen.  
Du bist das blühende Himmelsreis,  
Du blühst und leuchtest feberweiß,  
Denn Gottes Fleiß  
Ist in dir aufgegangen.

Drum wird dir hoher Lobgefang  
Aus liebster Brust gesungen.  
Und manche Seele heiß durchdrang  
Zu deinem Preise süßer Klang,  
Der ihm entsprang,  
So ganz hast du's bezwungen.

Zur Weihnachtsstimmung gehört die Winterstimmung. Auch gerade sie spiegelt sich in feinen anschaulichen Versen in typischer Weise in manchen Liedern der deutschen Minnesänger, die nicht nur von den Freuden des Mats und Sommers und den Vergnügungen der Liebenden gesungen haben. „Schnee und Reifbehang hat die Erde bezwungen, daß ihr lichter Schein trägt Jammergehalt, und der Vögel Sang, die so lustig gesungen, ist verstummt im Gain, dazu klag ich den Wald“, singt Herr **Gottfried von Niefen**.

Und wehmütig klagt Herr **Heinrich von Veldeke**:

Da der Sonne heller Schein  
Sich zu Winterfalte neigt,  
Und der Sang der Vögelein,  
Überall im Walde schweigt,  
Fühlet auch mein Herz Wechwerben,  
Denn es will nun Winter werden,  
Daß er seine Macht uns zeigt,  
Wie man's an den Blümelein sieht,  
Die verfallen  
Allenthalben,  
Daß mir Leid geschiehet  
Und die Lust mich fliehet.

Anderer aber singen auch von den Freuden des Winters, von Festen, von Längen und Reigen. „Wir wollen den Winter in Stuben begrüßen, wohlauf ihr Kinder mit lustigen Füßen! Folget nur mir, so wollen wir lachen und Wiede entfachen in lieblicher Gier.“ (**Durfert von Sohenfels**.)

Voll tiefen persönlichen Ernstes und edlen männlichen Gefühls sind auch in diesen Stimmungen die Lieder **Walthers von der Vogelweide**. Wie sehr spiegelt sein Gedicht „Der große Sturm“ die furchtbare Zeit, in der wir leben:

O weh, es kommt ein Sturm gebräut,  
Davon in unseren Tagen  
Wie er die ganze Welt zerbraut,  
Man singen wird und sagen.  
Der soll — so hört man schreckensbleich  
Pilgrim und Waller klagen —  
Durchrasen jedes Königreich  
Und Baum und Turm zerbrechen.  
Den Großen weht das Haupt er ab,  
Drum laßt uns flieh'n zu Gottes Grab.

Und der Dichter hebt eine bittere Klage über die deutschen Lande an: „Könnt ich im Winter verschlafen die Zeit!“ singt er in einem anderen Gedicht. Aber seines Herzens rechte Stimme war doch die **Hoffnung**, und keiner hat wie er von der Größe und Tiefe und von der unvergänglichen Kraft und Zucht des deutschen Geistes und Gemütes gesungen.

### Auf dem Wege des Todes

Von Erich von Salzmann

Wir bringen hiermit unsern Lesern eine interessante Textprobe aus einem soeben bei Brockhaus erscheinenden neuen Reiseverfasser, aus Erich von Salzmann, „Welt gegen Welt. Aus dem Freiheitskampf Afriens“. (Mit 56 Abbildungen und 1 Karte, Halbleinen M. 9.50.) Als hervorragender Vertreter des Deutschturns in China und seit Jahrzehnten in Peking lebend, ist Salzmann in erster Linie berufen, uns ein Bild zu entwerfen von dem Erwachen der asiatischen Völker, von dem beginnenden Freiheitskampf Afriens gegen seine europäischen Unterdrücker.

Vom Euphrat bis hinein nach Syrien geht auf der Karte eine gestrichelte Linie. Das ist der Weg des Todes. Hier schickte in den letzten Jahrhunderten die türkische Regierung ihre Postreiter, wenn wichtige Meldungen schnell von einer Satrapie nach der anderen zu bringen waren. An diesen Höfen und gefährlichen Weg knüpfen sich viele Erzählungen, die noch heute in den Basaren am Abend von Wand zu Wand gehen.

Daß es bitter Ernst ist, beweisen die Haufen von toten Tieren, die man in der Wüste liegen sieht. Manchmal waren es sechs, acht Schafe auf einer Stelle, auf der die Geier hockten. Dann lag hier ein Kamel und dort eins, von den Füchsen angegriffen.

Auf den ersten 40 Kilometern außerhalb Damaskus sahen wir noch oft Kamel-, Ziegen- und Schafherden. Wir hatten in Damaskus selbst eine sehr scharfe Kontrolle der französischen Mandatsbehörden passiert, die sich nicht etwa für die Rasse und Personalien interessierten, als vielmehr dafür, daß die Automaschine in Ordnung und mit genügend Benzin und Wasser versehen war. Denn wer in der Wüste verlorengeht, der kann mit dem Leben abschließen. Witternd ist eine Strecke von 500 Kilometer, auf der man keinen Tropfen

Wasser findet. Die eigentliche Postreitertrede der alten Zeit befindet sich etwas nördlich von der heute von Automobilen durchfahrenen. Auf der alten Poststrecke verengert sich der wasserlose Raum auf 400 Kilometer. Wenn dort der Wasserfaß leckte oder wenn das schnelle Reitdromedar lahm wurde, der konnte seine Rechnung mit dem Himmel abschließen. Trotzdem zahlte die türkische Regierung dem Postreiter nur 15 Medjidie für die ungeheure Leistung, die zudem noch mit andern großen Gefahren verbunden war. Wie oft hier die Sendungen der Regierung von den Beduinen ausgeraubt worden sind, das verzeichnen nur die Annalen, die mit den Wendungen des großen Kriegs im Irak und in Syrien verschwunden sind. Es gibt noch heute in den Dörfern am Rand der Wüste alte Männer, die den Mitt wohl zwanzigmal gemacht haben. Ihre Augen glänzen, wenn sie davon erzählen. Ich sprach in Mamadi einen dieser Alten, er wurde so lebhaft, daß es kaum möglich war, ihm mit dem Dolmetscher zu folgen.

Das ist die Wüste. Sie wirkt wie ein Magnet auf den, der sie einmal gesehen hat. Sie hat ihre eigene majestätische, tödliche Schönheit. Ihre wahren Kinder sind die Beduinen. Als am 1. März um 6 Uhr morgens die Sonne zwischen den letzten Sandhügeln aufstieg, da sausten wir mit 60 Kilometer Geschwindigkeit gerade mitten durch die Reste eines Stammes der Anese-Beduinen. Unsere eingeborenen Chauffeure und Mitreisende waren sichtlich voll großer Angst, als wir halten ließen, um die Wüstenkinder zu fotografieren. Keiner der eingeborenen Iraker Reisenden wagte den unmittelbaren Umkreis des Autos zu verlassen. Wir wurden dringend gewarnt, zu den Zelten zu gehen, taten es aber natürlich doch.

Eigentümlich sind diese Beduinen allerdings. Die Gesichtszüge sind hart und grauhaft, sie lachen nie. Den Männern steht eine böse Falte zwischen den starrden Augen. Voller Mißtrauen beobachten sie jede Bewegung des Reisenden.

Ihre Behausung, ihre Kleidung, alles Drum und Dran sind im primitivsten Urzustand. Sieht man sie, so wundert man sich nicht mehr, daß diese Menschen der Schrecken des ganzen Landes sind. Sie haben keine feste Wohnstatt. Sie sind militärisch schwer fassbar. Die Engländer kämpften gegen sie mit ganzen Kolonnen von Panzerkraftwagen, die in Verbindung mit Aufklärungsflugzeugen arbeiten. Wir fanden einige hundert Kilometer westlich von Bagdad einen unterirdisch eingemauerten Bunkertank für die Flugzeuge. Einmal begegnete uns in der grenzenlosen Einöde ein englischer Flieger, der wahrscheinlich nach Kairo zog.

So fuhren wir 22 Stunden hintereinander. Querfuhren wir nur zwei große amerikanische Autos. Dann holten wir zwei andere in gleicher Richtung fahrende Wagen ein. Die ganze Kolonne operierte wie zwei Divisionen Torpedoboote. Man gab sich gegenseitig Zeichen, regelte Abstand und Geschwindigkeit. In der Nacht blieb eines der Autos mit schwerer Panne liegen. Wir stellten das erst am nächsten Morgen fest.

Den ganzen zweiten Tag fuhren wir durch. Manchmal lenkten wir zurück, um einem havarierten Kameraden zu helfen. Manchmal hielten wir für Reparaturen oder Benzin-auffüllung. Dann aßen wir häufig etwas von den mitgenommenen kalten Vorräten. Die Eingeborenen saugten mittels eines langen Schlauches Wasser aus einem früheren Benzinhälter. All diese Iraker hatten kaum etwas zu essen mitgenommen. Die Wüste ist weit, Gott ist groß, er wird schon helfen. Der Aberglaube und der Fatalismus dieser Menschen sind fast unbegreiflich.

Manchmal sahen wir Wüstenhühner, oft Raubbögel, einmal Gazellen, die wir mit dem Auto jagten. Ein Iraker schoß mit dem zur Verteidigung mitgenommenen englischen Armeegewehre nach einem geheuten, mühen Tier. Während der wüsten Nachtfahrt sahen wir mehrfach Füchse. Einer davon war phosphoreszierend. Die Wüste selbst ist hier furchtbar öde. Strichweise hatte es geregnet. Dann war

## Die Gesundheit des Auges

Von Sanitätsrat Dr. Max Maschke, Augenarzt in Berlin  
Die Erkenntnis bricht sich immer mehr Bahn, bringt in immer weitere Kreise, daß man Krankheiten am besten heilt, wenn man ihnen vorbeugt, d. h. wenn man seinen Körper so pflegt und so stärkt, daß er den Anforderungen des gesteigerten modernen Lebens, den Gefahren, die es bietet, nach Möglichkeit gewachsen ist. Kein anderes Organ des menschlichen Körpers aber, wenn wir von dem Herzen absehen, das Tag und Nacht in dauernder Tätigkeit ist, wird so in Anspruch genommen, so lange und so ausgiebig wie das Auge. Nur nachts, wenn der ganze Mensch ruht, ruht auch das Auge; sonst ist es dauernd in Arbeit, nimmt dauernd die Eindrücke der Außenwelt in sich auf, verarbeitet sie, schickt sie zum Gehirn und empfängt sie von dort zurück. Seine Nerven lenken das Auge bald hierhin, bald dorthin, seine Muskeln folgen jeder Anregung, die von außen oder von innen, vom Gehirn an sie gestellt wird. Ein solches Organ braucht natürlich erst recht Schutz und Pflege, soll es sein ganzes Leben lang gebrauchsfähig und zwar gut gebrauchsfähig bleiben.

Mutter Natur hat das Auge als wichtiges und zarten Schutzes bedürftiges Organ gut gebettet. Der ganze, etwa Kugelform zeigende Augapfel ist allseitig, außer natürlich vorn, von starken Knochenhäuten eingeschlossen. Vorn schützen ihn die Lider mit den Wimpern, es schützen ihn die im Vergleich zu dem mehr zurückliegenden Auge vorspringenden Knochenkanten des Gesichts, besonders von oben her; selbst die Augenbrauen sind Schutzmittel der Natur gegen herabrieselnden Schweiß.

So liegt das Auge, natürlich geschützt, in einer abgeschlossenen, kegelförmigen Höhle allein und für sich da. Aber durch tausend Fäden ist es mit dem Gesamtorganismus verknüpft. Dasselbe Blut, das vom Herzen durch den Körper getrieben wird, versorgt, ernährt das Auge. Die Nerven, die die Empfindung, den Schmerz, die Bewegung, das Sehen vermitteln, stehen in innigster, zum Teil unmittelbarer Verbindung mit dem Gehirn. Krankheiten anderer Körperteile, Nierenerkrankungen, Zuckerkrankheit, Rückenmarkschwindel usw., Allgemeinerkrankungen, wie Syphilis, Skrofulose, Tuberkulose, üben ihren störenden und zerstörenden Einfluß aus und manchmal besonders auf das Auge. Das alles besagt, daß zur Erhaltung und zur Pflege des Auges die richtige und zweckmäßige Pflege und Gesunderhaltung des ganzen Menschen eine Vorbedingung ist. In einem gesunden Körper wohnt nicht nur die gesunde Seele, sondern auch am ehesten ein gesundes Auge.

Nun findet zwar eine ausreichende Gesundheitspflege in der mäßigen wirtschaftlichen Lage vieler Bevölkerungskreise eine Grenze, die keines Arztes Kunst verrücken kann und gegen die ganz andere Nachsicht mobil gemacht werden müssen; es sei nur an die Wohnungsverhältnisse, an die oft unzulänglichen, den Lichts und der guten Luft entbehrenden Fabrikräume erinnert. Staat und Gemeinde haben da einzuspringen, wie stets, wo der Einzelne zu schwach ist. Aber auch der wirtschaftlich Schwache kann selbst ein Erledliches für sich und seine Familie tun.

Wieviel wird bei der Berufswahl gefördert? Und zwar in allen Ständen gleichmäßig. In den meisten Familien bestimmt der Zufall oder der Ehrgeiz die Berufswahl des Kindes, selten sein leiblicher und geistiger Zustand. Oft wird der Sohn, was der Vater ist, auch wenn er dazu nicht im geringsten taugt. Und dann erbt man es nicht allzu selten, daß so ein junges Menschenkind in die Sprechstunde kommt, das schon Monate und Jahre seinen Beruf schlecht und recht ausübt, und nun erst entdeckt und erfährt, daß es deshalb nicht so gut arbeiten kann, deshalb nicht so vorwärts kommt, weil die Augen nicht ausreichen. Nun sucht er Hilfe, er-

wartet sie von einer Brille, und man muß ihm dann sagen, daß seine Augen für den gewählten Beruf nicht taugen, daß eine Brille nicht helfen kann, und daß er am besten tut, den Beruf zu wechseln, wenn er nicht riskieren will, sein Augenlicht noch mehr zu verschlechtern. Dann sind oft Jahre unnützlich verpulvert, die es nicht wären, wenn man bei der Wahl des Berufes auf seine Augen Rücksicht genommen hätte. Jeder Schüler sollte vor dem Abgang von der Schule und vor der Wahl eines Berufes daraufhin untersucht werden, ob er für den gewählten Beruf das ausreichende Sehvermögen hat.

**Wechsel von Ruhe und Arbeit** in regelrechter Verteilung, verbürgen am sichersten die Erhaltung körperlicher und geistiger Energie; das Maß der Anforderungen muß sich in den Grenzen der natürlichen Leistungsfähigkeit des gesamten Körpers und des Auges bewegen. Das gilt für die Kindheit, gilt für die Schule, gilt für alle Berufsarten.

Aber auch die Lebensweise selbst muß eine gesundheitsliche sein. Es ist ein Unfug, dem Kinde, dem noch im Wachstum begriffenen Körper das **Tabakrauchen** zu geizigen. Man schon beim Erwachsenen der Tabak, im Übermaß genossen, zu schweren Sehstörungen führen, so ist der Tabakgenuß im jugendlichen Alter von schädlichem Einfluß auf das Auge wie auf den gesamten Organismus. — Gegen einen mäßigen Tabakgenuß Erwachsener ist nichts einzuwenden. Nur der an äußeren Augenleiden (Bindehautentzündung usw.) Erkrankte, der seine geliebte Zigarre nicht missen mag, muß sehen, daß der Rauch selbst nicht seine an sich schon entzündeten, reizbaren Augen belästigt. Er rauche aus langer Spitze oder langwüdriger Pfeife und halte sich besonders nicht in Räumen auf, die mit starkem Tabakrauch schon erfüllt sind.

Das gleiche, wie vom Tabak, gilt, vielleicht in noch gesteigertem Maße, vom **Alkohol**. Nicht der gelegentliche Genuß, sondern das gewohnheitsmäßige Trinken ist das Verderbliche, besonders aber für Unwachsende, die allzu häufig schon von früher Kindheit an Biertrinken gewöhnt werden. Störungen erheblichen Grades sind manches Mal auf Erzeße im Alkohol zurückzuführen.

Auch die richtige Ernährung, die zweckmäßige Auswahl in den Nahrungsmitteln ist von vorteilhaftem Einfluß auf das Sehorgan, besonders bei den weit verbreiteten skrofulösen Augenerkrankungen des Kindesalters, die immer und immer wiederkehrend und das Augenlicht bedrohend, der Heilung den hartnäckigsten Widerstand bieten und besonders deshalb vielen, weil alle Maßnahmen des Arztes und alle seine Ratschläge an der unzureichenden und ungewöhnlichen Ernährungsweise, an der ungesunden Bekleidung mit mangelhafter Lüftung und Belichtung, im Grunde an der mangelhaften, sozialen Lage der kleinen Patienten scheitern.

Die Nahrung soll einfach sein, nicht zu stark gewürzt, zu sauer, zu salzig, sie darf nicht ungenügend sein, aber auch nicht zu reichlich, daß Blutaufstauung zum Kopf mit seinen unangenehmen Folgen für das Entwicklungsalter, mäßig Fleisch, wobei zu bedenken ist, daß der hart arbeitende, industrielle Arbeiter mehr Fleisch benötigt als der geistige Arbeiter und auch die ländliche, im Freien tätige Bevölkerung.

Bei alledem ist zu bedenken, daß nicht eine einzelne Mangelernährung gesundheitlicher Regeln gleich Störungen bedingt oder sich sogleich in jedem Falle bemerkbar macht; erst die Summierung vieler und dauernder Unzweckmäßigkeiten führt, oft leise und im Anfang kaum sichtbar, zu jenen, dann oft unvorzuziehenden Schäden. Zu spät merkt der Betroffene, was er verübt hat. Auch hier gilt der gute lateinische Spruch: *initio obsta*, d. h. dem Anfang widerstehe, von Anbeginn an lebe gesund und nicht erst, wenn der Schaden da ist. Davon und noch von manchem anderen in einem zweiten Aufsatze.

## Der „Frost“

Von Dr. med. Karlberg

Schon im Herbst, in einer Zeit schon, in der die Lufttemperatur uns noch nicht nötig, das Zimmer zu heizen, macht sich bei manchen, dafür besonders empfänglichen Menschen die Kälte als recht unangenehme Erscheinung, als „Frost“ an Händen und Füßen, bemerkbar. Die Kälte bräutet noch gar nicht an zu sein, und schon röten sich, schwellen an, jucken, brennen und schmerzen bei ihnen Hände und Füße, Finger und Zehen aber auch andere der Kälte direkt ausgesetzte Stellen, Nase, Ohren usw.

Besonders gartere, blutarme Menschen leiden an dem Uebel, kein Wunder, daß das Kindesalter und das weibliche Geschlecht bevorzugt ist; ferner befällt der Frost leicht Personen die durch ihren Beruf gezwungen sind, sich und besonders die Hände der Einwirkung häufigen Temperaturwechsels auszusetzen.

Die Haut verfärbt sich dunkelrot, schwillt mehr oder weniger an; Frostbeulen können sich entwickeln, diese rotblauen Knoten und Verdickungen. Starke Jucken und Brennen, besonders in der Wärme, tritt auf. Wenn nun nicht genügende Vorsicht waldet, keine Behandlung angewandt wird, dann macht das Uebel weitere Fortschritte, die Haut platzt, es bilden sich Risse, Frostgeschwüre und schwere Störungen können die Folge sein.

Die eigentliche Ursache ist nicht bekannt. Es handelt sich um eine ungenügende Fähigkeit der kleinen in der Haut gelegenen Blutgefäße, sich zusammenzuziehen, sich zu kontrahieren. Das Blut bleibt liegen, kreist nicht genügend, hält die betreffenden Körperteile nicht ausreichend warm, so daß die kalte Außenluft stärker als unter normalen Verhältnissen einwirken kann. Wird dann noch der Blutumlauf künstlich durch enge Schuhe usw. gestört, so kann die Haut der Kälte keinen genügenden Widerstand bieten. Alles, was den Blutumlauf anregt, trägt daher zur Beseitigung des Übels bei. Zu Frost neigende Personen müssen bei den ersten Zeichen nahender Kälte ihre Haut nach Möglichkeit schützen; warme Handschuhe an den Händen, wollene Strümpfe an den Füßen, bequeme und nicht enge Stiefel sind die ersten Erfordernisse. Schroffer Temperaturwechsel ist zu meiden. Beim Übergang von kalter Luft ins warme Zimmer sind Hände, Ohren und, wenn möglich, auch die Füße zu frostieren; wie überhaupt Fuß- und Handgymnastik für die daran Leidenden dringend anzuraten ist, auch bevor schon die rauhere Jahreszeit einsetzt und die ersten Schäden gebracht hat. Also tägliche Waschung der Hände, Füße usw. Zu vermeiden ist es, solche angeregten Körperteile der Hitze des Ofens, mag er auch noch so sehr locken, auszusetzen. Aber die Fußbekleidung soll man nach Möglichkeit sofort wechseln.

Im ersten Stadium, im Stadium der Hautrötung, sind heiße Waschungen bzw. Wälder, so heiß wie sie irgend vertragen werden, empfehlenswert, ein-, zwei-, auch dreimal täglich, jeden Tag, ohne Unterbrechung 10 Minuten lang; das Wasser muß durch Nachgießen heißen Wassers möglichst auf seiner Temperatur erhalten werden. Des ferneren sind Waschungen mit Franzbranntwein, Kampherspiritus, heiße Wälder von Fußblätternabkochungen, Umschläge mit essigsaurer Zerde (1 Eßlöffel auf ½ Liter Wasser), auch mit Borzsäure, Borax usw., anzuwenden. Auch Salben, Blei- und Kampherjaleben, finden gute Verwendung.

Sind Frostbeulen schon da, so ist die Behandlung schwieriger und weniger günstig. Die bisherigen Maßnahmen reichen nicht aus. Zahlreich sind die Mittel, die empfohlen werden, Beweis genug, daß kein Mittel sicherer, prompter Wirkung bisher gefunden wurde. Die örtlichen Wälder, wie sie oben genannt wurden, werden fortgesetzt. Nachts kann man die erkrankten Teile mit 5 prozentiger Salicylsäure oder Borzsäure verbinden. Einpinseln der Hände mit Colloidum elasticum muß häufig; dazu wird der Arm eine Weile hochgehalten, um die Hand möglichst blutleer zu machen, dann streicht man das Colloidum in der Richtung von den Handgelenken zu den Fingerspitzen auf. Das wiederholt man an mehreren Stellen.

Jodinktur, Terpentinöl mit Colloidum, Kampheröl mit Lanolin (10%) und zahllose andere Mittel finden Verwendung und müssen je nach dem Grade des Frostes und der Frostbeulen, gewechselt werden. In allen schwereren Fällen, aber auch in den leichteren, wenn sie hartnäckig sind, siehe man jedoch einen Arzt zu Rate, daß er, da die Frostbehandlung recht häufig eine schwierige und langwierige ist, unter der Fülle der vorhandenen Mittel die Wahl treffe und eventuell gleichzeitig das Allgemeinleiden, das oft erst die Grundlage zum Auftreten des Frostes bildet, wirksam behandle.

sicherste und bequemste Mittel, um jedes geographische Hindernis zu überwinden.

## Buchkritik

**Melwida von Meynburg: Im Anfang war die Liebe.** Briefe an ihre Pflanzdöchter. Herausgeg. v. Berta Schleicher. (Mit 9 Bildnissen. C. S. Verlag München.) Ein köstlicher Kulturschatz von ewigem Wert ist in diesen Briefen niedergelegt. Der Titel, den die Herausgeberin gibt, ist durchaus berechtigt, denn ein liebevolles Herz spricht aus diesen Briefen. Man könnte auch an den Titel denken: *Musik und Ehrfurcht*; denn die tiefe Verehrung für Musik, die Kunst der Harmonie, spricht aus dem innigen Verhältnis, das die Autorin an Richard Wagner und sein Haus knüpfte, aus der Dankbarkeit für die Klavierunterrichte des jungen Romeo Holland, dem die Verfasserin eine wertvolle Freundin und Förderin war; und ihre höchste Ehrfurcht galt der Natur, die sie allerdings in ihrer schönsten Gestalt, in Rom und Neapel unendlich liebte. Für die harmonische, liebevolle, ehrfurchtvolle Persönlichkeit der Verfasserin gilt Goethes Wort: *Edel sei der Mensch, hilfreich und gut*. Ein großes warmes Herz, ein tiefer reicher Kopf haben diese Briefe mit jener Kunst geschrieben, die in ihrer Klarheit, Einfachheit und Wahrhaftigkeit zu schlichter Natur wirkt. Die Briefe, höchst interessant, ja fast staunend zu lesen, repräsentieren eine Höhe der Menschlichkeit, die veredelt und erhebt. Wir wüßten zu Weihnachten kaum eine schönere Gabe für junge Mädchen, Frauen und — Männer als dieses edle Buch der hochgebildeten, natürlichen, warmherzigen Frau, die durch ihren hohen Geist mit den größten Menschen des Ausgangs des vor. Jahrhunderts in engen Beziehungen stand, außer mit den genannten, mit Nietzsche, List, Lenbach u. a., von denen die Briefe manche interessante Einzelheit berichten.

**Eugen Kühnemann: Aus dem Weltreich deutschen Geistes.** (C. A. Verlag München.) Ein Werk des ausgezeichneten Autors, der uns vor Jahresfrist den „Kant“ geschenkt hat, bedarf keiner Empfehlung. Das vorliegende Werk erscheint in zweiter, erneuerter und vermehrter Auflage. 40 Aufsätze und Reden sind zu einer Einheit verbunden; diese Einheit ist der deutsche Geist. Dieser Gedanke ist, so sagt der Verfasser in Vorwort 1925, der Gedanke von dem unpolitischen Weltreich des deutschen Geistes, in dem alle die verprengten Deutschen über

die Erde hin eine Einheit des Lebens bilden, der das Ergebnis unserer Geschichte und die Aufgabe unserer Zukunft ist. Aber er ist noch mehr. Er ist die Bedingung für die Erhaltung des Deutschstums. In den Verlusten dieser Lage sind zwei Güter gewahrt geblieben. Das erste ist groß. Es ist das Bismarcksche Reich, das in seiner Einheit der Gewalt und der Niedertracht und sogar der Dummheit getrotzt hat. Damit hat es den Beweis erbracht, daß es wachsen wird und trotz alledem in der Weltgeschichte den Beginn einer neuen, in ihren Auswirkungen noch unaussprechlichen Zeit bedeutet. Das zweite ist größer. Es ist das deutsche Volk, von dessen 100 Millionen Menschen 40 Millionen im Ausland leben. Auch an diesen hat der Krieg sich in seiner Zerstörung als Schöpfer erwiesen. Die Verprengten waren über die Erde, sind in eine Schicksalsgemeinschaft zusammengeschmiedet. Es ist die Schicksalsgemeinschaft des Lebens und Deutschlands willen. Denn die Wildheit unserer Feinde hat ja den Krieg in durchaus mittelalterlichem Geiste als einen Religionskrieg geführt. Deutschland war in Not und Wahn getan. Ein Deutscher sein, hieß ein Verfeindeter sein. Die sittliche Rückständigkeit der westlichen Völker wurde zum Erschrecken offenbar. Da sollte erfüllt werden, daß die Deutschen zusammenwachsen in eine Einheit des Lebens, daß sie zum erstenmal lernten, sich als ein einziges Volk zu wissen. Der Wille der Gegenwart ist klar. Laßt es, erfüllt von der Volkstiefe in den höchsten deutschen Geistern, seiner eigenen Sendung gewiß werden. Deutschland ist Zukunft und nichts als Zukunft. Möge keine Arbeit in Deutschland geschehen, als die dient, uns zu stärken und zum Herrn unserer ganzen Kraft zu machen. Jedes Blatt dieses Buches denkt allein an dieses kommende Deutschland. Es möchte ein wenig helfen dürfen, daß es in den Tagen, deren wir harren, zu seiner eigenen Tiefe komme.

Von den Aufsätzen der ersten Auflage fehlen dreizehn. Zwanzig neue sind hinzugekommen. Es ist also eigentlich ein neues Buch. Die Zeit fügt es, daß das Friedensreich der großen deutschen Geistigkeit den Hintergrund bildet, der Erziehungsgebante von der Bildung zum neuen Weltdeutschstum sich darüber schichtet und endlich die Zeugen vom deutschen Gegenwartskampf auf Tod und Leben schicket. Der Verfasser würde glücklich sein, wenn eines dieser Worte in einer der jungen Seele wiederlänge, die das neue Deutschland sind.

Möge dem wertvollen, zeitspannenden Buch beschieden sein, als Samen zu wirken, der die großen Früchte hervorbringt, die der Verfasser dem deutschen Geiste wünscht. D.

über Schlamm entstanden, in dem das Auto schwer schlenderte. Die Sonne stand schon bedenklich tief am westlichen Himmel, da fahren wir in Kamadi am Euphrat ein.

Dort ist die erste englische Kontrollstelle, der eine ganze Reihe von weiteren Passierposten folgt. Die Iraqregierung paßt sehr genau darauf auf, was von Westen hereinkommt. Hauptächlich richtet sich allerdings die Kontrolle gegen den Opiumsmuggel. Die Autofahrer erhielten eine Parole, die sie übrigens regelmäßig schnell vergaßen, so daß es jedesmal einen Wortwechsel an der Kontrollstelle gab.

Jenseits Kamadis führen die Autos wie die Mahasinnigen mit 70 Kilometer Geschwindigkeit. Trotzdem kamen wir vor Bagdad noch ganz in die Dunkelheit und gerieten in das ausgebreitete Weltkriegs-Stellungs- und Schützengrabensystem, das später gegen die aufständigen Wüstenstämme zur Verteidigung Bagdads diente. Wir mußten dort ganz langsam fahren. Wieder waren da Beduinen, besten Hunde, brüllten Kamele. Lagerfeuer blühten auf. Chauffeur und Mitreisende hatten bedenkliche Angst. Ali Akbar, der Fahrer, machte klar zum Gefecht und lud sein Gewehr. Er wollte sich und den eingeborenen Mitreisenden Rut machen. Ich drohte ihm mit der englischen Polizei, falls er das unvorsichtige Spielen mit dem Gewehr nicht ließe.

Schließlich kam die orientalische Stadt. Es ging mit Gallo über die Tigris-Pontonbrücke und durch die engen Straßen in den Bollhof.

Der Weg des Todes lag hinter uns. Er war es einst im vollsten Sinn des Wortes. Auf ihm blühten viele Gebeine von Kriegen, die ihn seit Jahrtausenden im Auftrag mächtiger Herrscher ritten. Heute ist der weite Sprung für das moderne Auto noch immer ein Ereignis und ein Wagnis. In ein oder zwei Jahren wird er der gewöhnliche Weg des amerikanischen Globetrotters sein mit Five o'clock tea in der Wüste und Picnic bei den gezähmten Beduinen. Am unabhängigsten aber bleibt auch hier das Flugzeug. Wie schnell geht die Zeit. Der mechanische Vogel ist heute das